

Von Tiflis nach Moskau

Nino Haratischwili las im Wilhelmstift, Marina Lioubaskina in der Bachgasse

Käme sie einfach so auf Lesereise nach Tübingen, es kämen 150 Menschen, freilich, wir wissen es nicht. Wir wissen: Im Wilhelmstift sind es am Samstag 400. Auch das ist Bücherfest. Nino Haratischwili ist es zu gönnen. Ihren Roman „Das achte Leben“ werden die wenigsten ganz lesen, denn er ist opulent. Schreiben konnte sie ihn nur, weil sie sich irgendwann zwang, nicht an die Seitenzahl zu denken: 1280 sind es dann geworden.

Dabei wollte sie zunächst nur ein ganz normal dickdünnes Buch über ihre Sicht auf die Gegenwart schreiben, die georgische und im weiteren Sinn die russische, die der Ostblockstaaten – die 32-jährige Autorin, die mit 19 Jahren Georgien Richtung Hamburg verließ. Eine Grenzgängerin, die weiß, wovon sie spricht. Nun ist es eine Familiensaga geworden. Glücklicherweise geschrieben von einer, die inzwischen deutsche Theaterregisseurin und Romanautorin ist: Erzählen ist ihr Handwerk. Und dieser Stoff ihr Lebensthema.

Erzählt ist es aus der Perspektive ihres Alter Egos, adressiert ist es an ihre Nichte. Beginnt aber mit der Geburt der Urgroßmutter. Diesen Einstieg wählt Haratischwili auch im Wilhelmstift, um dann in die Dynastie eines Schokoladenfabrikanten in Tiflis einzuführen: „Ich müsste eigentlich Schokoladenwaren bei meiner Lesung auslegen.“

Einen prominenten Platz in der Erzählung nimmt Stalins rechte Hand und Geheimdienstchef Berija ein, der die bildhübsche Christine zu einer Affäre zwingt, der Roman „Das achte Leben“ hat seine tragischen Seiten, ganz still wird es da im Rund des Wilhelmstifts. Und wieder unterbricht Haratischwili, um zu berichten, dass sie auf ihrem Schulweg am früheren Haus von Berija vorbeikam,



Marina Lioubaskina liest im Gemeindezentrum Bachgasse vor einer nach innen und irgendwie gelebten Spiritualität von eisenharten Gliedern. Bild: Sommer

damals ohne zu wissen, wer einst darin wohnte – und dass man später bei Bodenarbeiten im Hausgarten etliche Leichen fand.

So fügt sich selbst Erlebtes zum Romanstoff, der auch manch satirische Stelle hat, etwa eine lebenswürdig selbstironische Beschreibung des Georgiers oder eine bösertige Skizze des Lebensgefühls im Endstadium kommunistischer Herrschaft. Lässt sich aus diesem Roman eine Geschichtsanalyse extrahieren? Nein. Außer vielleicht: Der Zusammenbruch des Kommunismus, mag er uns auch als große Zäsur vorkommen – in der langen Sicht auf über hundert Jahre Geschichte wird er zu einer Furche neben anderen.

Von Tiflis nach Moskau: Von dort stammt Marina Lioubaskina, die sich bislang einen Namen als bildende Künstlerin gemacht hat, in Berlin, wo sie lebt. Ihr Debut, aus dem Russischen übersetzt im Konkursbuchverlag erschienen, ist ein Kleinod. Und es passt ins Verlagsprogramm. Denn „Marinotschka, du bist so zärtlich“ ist ein Casanova-Roman aus Frauenperspektive. Jede der kurzen Geschichten hat einen Männernamen als Titel, dann kommt das zugehörige erotische Erlebnis.

Das Mikrofon am Tisch wird noch einmal justiert. Aber dann steht die Autorin vom Tisch auf und geht zum Pult: „Ich habe jahrelang in einem

Chor gesungen.“ Sie hat aber gar keine durchdringende Chorstimme, sondern einen weichen Singsang, etwas spröde, aber mit Charme und sanfter Komik aufgeladen. Als bildende Künstlerin hat sie den sogenannten „Mümürismus“ begründet, vom französischen „murmurer“, flüstern. Ihre Kunst will leise sein, ironisch, verspielt – aber wahnsinnig.

Jede Seite, die sie liest, hat sie auf ein großes Blatt kopiert, von dem liest sie Sätze wie: „Er nahm mich, indem er sein eisenhartes Glied in einem Ansturm rasender Leidenschaft durch meinen Slip hindurch presste, ein tierisches Gebrüll kam aus seiner Kehle, er kam heftig in mein Inneres. Und ich liebte ihn. Ich liebte ihn. Und er tat mir leid.“

Den Satz „und er tat mir leid“ spricht sie ungefähr so wie eine Mutter zu ihrem kleinen Sohn sagt: „Und er hat schon wieder alles verkleckert!“ In den nächsten Erzählungen erfährt man entlang der erotischen Abenteuer viel über Moskau und Russland, man erfährt, wie Moskauer Intellektuellenwohnungen aussahen, wird über die Plastiktütenknappheit im Sozialismus unterrichtet und über die Unnötigkeit, im heutigen Moskau Sport zu treiben (man wird im täglichen U-Bahn-Nahkampf trainiert).

Die erotischen Abenteuer dieses Bandes sind allesamt von einer Desillusioniertheit, die von einer zärtlichen Eloge auf die Liebe gar nicht zu unterscheiden ist. Geschriebene Karikaturen, viel russische Seele mit Berliner Schnauzenherzlosigkeit – kann es das sein? Ja, vielleicht ist es das. Nach jeder gelesenen Geschichte schenkt die Autorin das selbst illustrierte Blatt, von dem sie liest, einem der 30 Zuhörer. Vielen Dank, Frau Lioubaskina. PETER ERTL